

**Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Der Anteil der Jesuiten an der Preußischen Krone  
von 1701**

**Thoemes, Nikolaus**

**Berlin, 1892**

XXII. P. Votas Wirken für den Ausgleich des neuen Königtums mit dem  
Papsttum.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-435**

S. 145, Paulig: S. 147). Es bedurfte des Genies eines Friedrich des Großen, um sich von des protestantischen Nordens Furcht vor den Katholiken und von seinem Schrecken vor dem Papsttum „nicht mehr imponieren“ zu lassen. Denn seine berühmten Worte: „Alle Religionen Seindt gleich guht,“ und „hier muß ein jeder nach Seiner Fasson Seelich werden,“ zieren gerade seine ersten Verordnungen aus dem Juni 1740 und sind gerade zu Gunsten eines katholischen Zuzüglers nach Frankfurt a. d. Oder und katholischer Soldatenschulen ergangen. („Publikationen“ Bd. II. S. 1 ff.) Er auch, Friedrich der Große, vollzog erst durch jene Bewerbung, ihm auch im römischen Staatskalender seinen Titel als „König von Preußen“ zu geben, nichts anderes, als den seinem königlichen Großvater gegebenen Wink des Jesuiten P. Bota. Es ist bis jetzt nicht bekannt, daß er darum das königliche Stamm-land Preußen oder die katholische Provinz Schlesien verloren hätte. Wohl aber weiß alle Welt, daß die katholischen Provinzen im Machtbesitz der Hohenzollern sich stetig gemehrt, und daß die katholischen Einwohner, wenn auch nicht zu den bevorzugten, dann aber doch zu den treuesten und besten Unterthanen Ihrer Majestäten der Könige von Preußen und der Kaiser von Deutschland zählen.

## XXII.

### **P. Botas Wirken für den Ausgleich des neuen Königtums mit dem Papsttum.**

„Das Gewitter in der Siebenhügelstadt, Sire, wäre gefährlicher, wenn der Schlag dem Blitz entspräche. In-folge der Mächenschaften der Allmacht von der Seine an der Tiber hat es einigen Donner abgesezt. Aber ich habe hier so viele mündliche und anderwärts so viele schriftliche Vorstellungen und Darlegungen gemacht, daß die Granaten in der Luft geplatzt sind und sozusagen gar keine Wirkung gehabt haben.“

P. Bota an Friedrich I. d. d. 6. Juni 1701. (394 frz.)

Es war den Berliner Staatsmännern bei Beginn des „Gewitters in der Siebenhügelstadt“ — nach P. Botas Ausdruck „foudres des sept Monts“ — welches am 16. April 1701 begonnen hatte, doch beinahe etwas schwül geworden. Am 20. Mai 1701 gab Friedrich seinem Gesandten v. Bartholdi zu Wien die Weisung: „Ihr habt aber mit dem P. Wolff daraus zu reden. Und zweifeln Wir nicht, es werde sowohl J. A. M. selbst, als auch gedachter Vater in Zeiten vorbauen, damit des Papstes wider diese unsere neue Dignität formirende Oppositiones keine widrige Suiten haben mögen.“ Am

29. Mai erhielt Friedrichs Gesandter v. Spanheim in London den Auftrag, in einem Briefe an den Nuntius in Paris „etwas von der Protestation mit einfließen zu lassen,“ . . . . . jedoch dergestalt, daß es nicht scheine, als ob Wir deshalb sehr en peine wären.“ (386 a 389). Am 20. und 30. Mai gingen an den Gesandten in Warschau die Befehle, gegen die auf dem polnischen Reichstage beabsichtigte drohende Protestation des päpstlichen Nuntius sofort Vorsorge zu treffen mit dem Anfügen: „Und wird wohl auch der P. Bota darunter gute Dienste thuen.“ (387 u. 392.) P. Bota hat in der That auch dabei nicht versagt, wie wir schon wissen. (S. 99). Er hatte von den Verhältnissen des Nordens Europas eine zu genaue Kenntniß um zu verkennen, daß die auch noch so berechnigte Empfindlichkeit gegen jenen Fehler der brandenburgischen Politik, wie stets die Konflikte zwischen Staatsgewalt und Kirchengewalt, für alle Teile unheilvoll werden können. Er that daher Alles, um die offizielle, unter der Spannung des Augenblicks und unter dem Drucke Frankreichs entstandene Protestation Clemens XI. gegen Friedrichs neue Würde, welche durch den politischen Fehler, den Papst gänzlich als nicht vorhanden zu behandeln, verursacht war, in ihren Wirkungen abzuschwächen und so die von beiden Seiten, in Berlin wie im Vatikan, hervorgetretene Entrüstung für das praktische Verhalten und die aktuelle Politik unschädlich zu machen. Bereits sechs Tage später berichtete der Gesandte aus Warschau, daß die Sache durch Hilfe u. a. des P. Bota . . . . . „schon in so guten Terminis stehet, daß hoffentlich wenig Gefährliches mehr zu erwarten sein wird.“ (393.) P. Bota aber erstattete unter dem 6. Juni selbst einen längeren Bericht an den Freund auf dem neuen Thron. Er beglückwünscht den letzteren zu seinem königlichen Triumphzug von Königsberg nach Berlin und zu dem glänzenden Empfang in dieser seiner Hauptstadt, macht dann Mitteilung über die Verhehungen und die Drohungen mit der Ausweisung aus dem Lande, die er, wegen seiner Freundschaft für Friedrich, erhalten, und von seinen Bemühungen beim Nuntius zu Warschau und sonst durch seinen Briefwechsel, die Wirkung der Opposition gegen das neue Königtum abzuschwächen. Am Schluß aber deutet P. Bota in seiner Weise an, daß es anders gekommen, wenn man ihm die erbetenen Benachrichtigungsschreiben für die italienischen Fürsten zur Verfügung gestellt hätte. Der Brief lautet:

„Schon lange erwarte ich eine sicherere Gelegenheit, als die Post sie bietet, um Ew. Majestät meine unterthänigste Huldigung darzubringen, Sie zu dem glorreichen Triumph- und Einzug in Berlin zu beglückwünschen und einen gehorsamen Bericht über die hiesigen Vorgänge zu erstatten, wie auch um ein Zeichen der unverbrüchlichen Festigkeit meines Eifers und meiner Treue für Ew. Majestät zu geben. . . . .“

6. VI. 1701. P. V. an Frd. I.

In letzterer Beziehung, Sire, erkläre ich es für eine Ehre und ein unschätzbares Glück, erfahren zu haben, was Böswilligkeit und Unwissenheit erfinden und in Schmähschriften zu Tage fördern konnten

durch öffentliche und private Vorwürfe, Drohungen und Ankündigungen der Landesverweisung und der Verbannung. Sie klagen mich an der Miturheberschaft und der Mitschuld der Erhebung Ew. Majestät zum König, und zwar sowohl wegen meiner Rathschläge beim Könige von Polen als wegen der Ehre, in Königsberg an den Stufen ihres Thrones erschienen zu sein. Ich war gleichmäßig entzückt davon, mich in eine so gerechte Sache verwickelt und zu einer so ehrenvollen Sühne verurtheilt zu sehen, die mir eine dauernde Auszeichnung sein wird, selbst wenn mich deren herbeste und äußerste Folgen träfen. Denn es gibt nichts Süßeres und Angenehmeres, als sich im Dienste für die Ehren Ew. Majestät zu opfern. . . . .

Ew. Majestät können vielleicht kaum eine Vorstellung von der Stärke des ansteckenden Irrthums haben, der sich selbst nicht gewöhnlicher, auch recht hochstehender Geister bemächtigt hat. Sie verbohren sich in den unlöslichsten Widerspruch, welcher darin besteht zu sagen, man habe die Rechte der Republik verletzt und das herzogliche Preußen sei noch von dieser abhängig, obgleich es doch so feierlich durch Verträge der Souveränität der Republik entzogen worden ist. Man gibt nun das Letztere zu, will aber von dem Ersteren nicht lassen. Bemitleidenswerthe Logik! Es ist erstaunlich, daß recht ausgezeichnete Köpfe und solche aus den höchsten Kreisen sich hierin so beschränkt erweisen. Ich habe aufzuklären gesucht, wo es ging, und fahre nach Kräften darin fort. Und ich hoffe, daß einer nach dem andern sich von dem Eigen- und Starrsinn abwende. Aber die Krankheiten der Massen, der Leidenschaft und des Hochmutes wie auch Verblendung, sind in der That sehr schwer zu heilen. Es gibt selbst solche Politiker hier, die nur von Blitz und Donner reden, gleich als wenn sie dieselben in eigenen Händen hielten und nur so zu schleudern und loszulassen brauchten. Wie wenig erkennen sie die Lage der Zeit! . . . . .

Ich aber werde unausgesetzt Tag und Nacht und auf alle Gefahr meine bescheidenen Geisteskräfte und all meinen Einfluß (im Dienste Ew. Majestät) aufbieten, sowohl bei den Großen (Polens), als auch namentlich bei Sr. M. dem Könige, welcher inmitten aller Anschläge und Ränke sich fest und unerschütterlich bewährt hat. (Folgt Mittheilung von einer Schrift P. Botas gegen die in Paris ergangene Protestation des polnischen Fürsten Radziwill. S. oben).

Das Gewitter in der Siebenhügelstadt, Sire, wäre gefährlicher, wenn der Schlag dem Blitze entspräche. Es hat einigen Donner abgesetzt, in Folge der Mächenschaften der Allmacht von der Seine an der Tiber. Aber ich habe hier so viele mündliche, und anderwärts so viele schriftliche Vorstellungen und Darlegungen gemacht, daß die Granaten in der Luft geplatzt sind und so zu sagen gar

keine Wirkung gehabt haben, wenigstens nicht am hiesigen Orte, wo die Klugheit und die gute Stimmung des Vertreters der Siebenhügelstadt meinen eindringlichen Vorstellungen Gehör lieh. Es hieße in diesem Falle nur, so legte ich klar, sich selbst verwunden und ins eigene Fleisch schneiden, um einen andern zu treffen; man habe alle Ursache, Ew. Majestät für die edelmüthige Güte und großherzige Milde, unter deren königlichem Schutz die Anhänger des Vatikans glücklich lebten, Dank zu wissen. Vernunft und Interesse erheischten gleichmäßig, statt Ew. M. Zorn zu erregen, vielmehr die Fortsetzung Ihrer guten Gesinnung zu erbitten und diese durch alle möglichen guten Dienste an allen Höfen und durch alle möglichen Zeichen guten Willens bei dem ersten von allen Höfen (Wien!) zu erwirken. Die königliche Würde, so legte ich weiter dar, hing zu allen Zeiten von der Zustimmung der Unterthanen und von der Macht der Herrscher ab, wie die Einsetzung des Königthums in Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Schottland und in so vielen andern Ländern gezeigt hat. Die Kaiser hätten das Recht Könige zu machen, in ihrer Eigenschaft als oberste weltliche Macht geübt, und ihre Autorität habe in Verbindung mit der Zustimmung der Unterthanen ihr Recht bestätigt und bestärkt. Wenn die geistliche Macht durch die freie und freiwillige Unterordnung einiger Staaten sich zuweilen auf die Verleihung von Kronen ausgedehnt, so könne dies doch keinerlei Folgen haben weder für jene, deren eigene Macht und eigene Unterthanen sie zur Königswürde erheben, noch für jene, welche dazu durch die Kaiser befördert worden sind. Außerdem wies ich noch darauf hin, daß es nach einer beinahe zweihundertjährigen Umwälzung der Dinge ein großer Anachronismus ist, an die früheren (kirchlichen) Verhältnisse Preußens zum deutschen Orden zu denken. Dafür, betonte ich, ist so wenig jetzt die Zeit, wie verkehrt wäre, an die Zerreißung von England, Schottland, Schweden, Dänemark, Holland und so vieler anderer Staaten und Kirchengüter zu denken. Der beste Rath, das ist meine Schlußfolgerung nach dieser Seite, ist, sich selbst ruhig zu verhalten und auch die andern in Ruhe zu lassen, sich der Gnade, Freundschaft und der Wohlthaten Ew. Majestät zu versichern, welche so hochherzig und von einer so großen Frömmigkeit erfüllt ist.

Das sind, Sire, meine Grundsätze, die ich mit aller meiner Macht zur Geltung zu bringen suche. Ew. M. wird vom Baron v. Hovebeck Nachrichten über den Zwischenfall mit dem Herzog von Savoyen erhalten haben. Derselbe würde Ew. Majestät schon längst anerkannt haben, wenn man mich nicht verhindert hätte, ihm das Benachrichtigungsschreiben Ew. Majestät zu senden. [Im Zusammenhang und zwischen den Zeilen zu lesen: „so wäre es auch mit dem Papste geschehen.“] (394 frz).

Diese erwähnten mündlichen Vorstellungen P. Botas beim Nuntius zu Warschau sowie P. Botas Briefwechsel mit Rom selbst brachten dann in der That jene Milde rung des im Frühling 1701 hartgeschwollenen Gegensatzes zwischen Berlin und Rom zu stande, welche im August des Krönungsjahres ersichtlich ward. Der Nuntius zu Warschau ward auch durch Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten v. Straatmann milder gestimmt, da man in Wien die Opposition gegen die Königswürde Friedrichs zugleich auch als einen Schlag gegen den Kaiser auffassen mußte. Der Nuntius erhielt, wie Friedrichs Gesandter aus Warschau d. d. 13. August 1701 meldete, aus Rom die Nachricht, „daß sein (des Nuntius) hoher Prinzipal nicht ungeneigt sei, sich mit G. K. M. zu setzen, wann man nur wissen könnte, was von Seiten G. K. M. vor Expedientia möchten vorgeschlagen werden.“ Derselbe Gesandte Friedrichs berichtet aber gleichzeitig, daß er die von Rom und insbesondere vom Kardinal Paulucci und anderen accreditirten päpstlichen Ministern eingelaufenen Schreiben an P. Bota eingesehen und ersehen habe, „daß solche Dispositionen mehr ein Effekt des P. Bota seiner Vorstellungen und angeführten guten Raisons als des päpstlichen Nuntii sei.“ Selbst die Antwort, welche Herr v. Hoverbeck an den letzteren auf die vom kaiserlichen Gesandten im Namen des Nuntius v. Straatmann ergangene Sondierung über etwaige Vorschläge zum Frieden gab, und welche der Herausgeber der Publikationen im darstellenden Theile (S. 393) als im eigenen Garten des „schneidigen Hoverbeck“, des Gesandten Friedrichs, gewachsen darstellt, ist nach desselben Gesandten eigenem Bericht ein Verdienst des P. Bota, da eben dieser „ihm im Vertrauen geraten, sobald nicht die weiche Seite zu zeigen (sintemalen der römische Stuhl bereits alles Böse gethan, was er vermocht und nun nicht mehr schaden könnte“. (Urk. 399 S. 536 f.) Auch hierin beruhte die dem kgl. preußischen Gesandten angerühmte Schneidigkeit auf einer Eingebung des Jesuiten, welcher hiemit neuerdings seine politische Unbefangenheit und seinen politischen Scharfblick, sowie seine Ergebenheit gegen den Hohenzollern aufs Glänzendste bewährte. Ob er damit nicht auch eine vielleicht erlaubte Sühne dafür nahm, daß die Ratgeber Clemens XI. früher dem von der Seine her ausgeübten Druck nachgegeben und nach dem politischen Fehler, den die Berliner Staatsmänner des neuen Königs begangen, ihrerseits den, weil gereizt, erklärlichen aber dennoch immerhin gereizten Ton in der Sprache nicht vermieden, vor dem er soviel gewarnt und gegen den er so viel geredet und geschrieben hat?

König Friedrich aber mußte P. Botas Hilfe aufs Neue zu schätzen und seine Thätigkeit aufs Neue für sich zu spornen. Kurz nach Eingang des eben erwähnten Berichtes seines Gesandten Hoverbeck aus Warschau gab er diesem unter dem 26. August 1701 eine Instruktion zur Mitteilung an P. Bota, welche seine (Friedrichs) „Meinung wegen des päpstlichen Stuhles der Länge nach“, enthielt und nach welcher P. Bota sich sowohl bei dem päpstlichen Nuntius in Warschau, als auch „in Rom selbst bei dem Kardinal Berberino, Paulucci und Mare Scotti, auch bei andern accreditirten Prälaten,

mit welchen er alle Woche correspondiret," sich richten möge (401). Leider ist das königliche Reskript selbst nicht publizirt und nicht im Geheimen Staats-Archiv zu finden. Sein näherer Inhalt würde interessante Auskunft über Friedrichs I. Ansichten in jenem für seine neue Würde gewiß kritischen Zeitpunkt darbieten. Dieses Reskript in der That, wie auch schon die oben erwähnte Weisung an den preußischen Gesandten Spanheim in London zu einer Mitteilung an den Nuntius in Paris bilden gleichsam die ersten Keime zur offiziellen, vorher und lange nachher wieder so ostentativ vermiedenen diplomatischen Verbindung des neuen Königstums mit dem päpstlichen Stuhle. Der Gesandte giebt seiner Ansicht Ausdruck, P. Bota werde „solchergestalt prävaliren, daß es vermuthlich zu G. K. M. höchsten Gloire und Advantage gedeihen wird. Sientemalen er dorten (zu Rom) in so großer Consideration stehet, und auf seine Sentiments (obgleich er dieselbe allemal klar und nach Erheischung der Wahrheit ohne Bemäntelung deutlich von sich giebet), so sehr reflektiret wird . . .“ „Ihm [ist] auch“, so fährt der Gesandte neuerdings fort, „für anderen zuzuschreiben das, was bishero zur Rektifizierung des päpstlichen Stuhles und daß er nun von G. K. M. Dignität was vernünftigere Sentiments führet, employiret und gethan worden, ein Effect des P. Bota stringirender Rationen und kräftigen Vorstellungen ist. Er durch seinen Credit auch gemachet, daß der hier sich befindliche Nuntius sich bisher in Exequirung der zu verschiedenen Malen in dieser Sache wiederholten päpstlichen Order so moderat bezeuget und gegen expressen Befehl bei letzterem Reichstage keinen wider G. K. M. incitiret. Welches soviel considerabler, als die meisten nuntii terrestres (die polnischen Abgeordneten vom Lande) auch wider ihr eigenes und der Republik Interesse gewiß dasjenige caeco impetu (blindlings) befördert und appuyiret haben würden, was ihnen von Rom an Hand gegeben worden.“ (402.)

Kann wohl ein Preuße für das preußische Königthum mehr thun, als P. Bota gethan? Wenn es möglich wäre, seine Ueberreste zu finden, es wäre von unserer denkmalbedürftigen Zeit kaum zu verwundern, wenn man dieselben nach Berlin bringen lassen und dem Jünger Loholaz ein ehrenvolles Monument setzen wolte. *Suum cuique!*